



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Du Bois-Reymonds Gesammelte Reden.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Du Bois-Reymonds Gesammelte Reden.



Wenn irgend ein Deutscher die Vorwürfe nicht verdient, welche uns Du Bois-Reymond wegen Vernachlässigung der Muttersprache und der Redekunst nur zu begründeter Weise macht, so ist er es selbst. Seit 1852 Mitglied, seit 1867 beständiger Sekretär der Akademie der Wissenschaften, wiederholt Rektor der Universität, ist er ungewöhnlich oft in die Lage gekommen, eine Festversammlung für ein wissenschaftliches Thema zu gewinnen und dabei meistens noch dieses Thema in Beziehung zum Tage zu bringen; der Anforderung, gehaltvollen Inhalt in der ansprechendsten Form, geschmackvoll von Pathos umrahmt, vorzutragen, brachte er, von Abstammung französischer Schweizer, offenbar ein reicheres Maß natürlicher Begabung zu; er hat sich aber ebenso unverkennbar Zeit und Mühe nicht verdrießen lassen, das angeborne Talent bis zur Virtuosität auszubilden. Was uns bei deutschen Rednern so selten begegnet: ihn zu hören bereitet einen künstlerischen Genuß, über den wir außer Acht lassen können, ob der Gegenstand uns anzieht oder nicht, ob wir die Ansichten des Redners teilen oder nicht, einen Genuß, in welchem es uns auch nicht stört, daß der Künstler selbst mit so viel Wohlgefallen seinen sorgfältig abgewogenen, abgerundeten und abgeschliffenen Perioden zu lauschen scheint. Seine Verehrer werden deshalb gewiß mit Befriedigung nach der Sammlung der Reden von Emil Du Bois-Reymond greifen, welche kürzlich in zwei stattlichen Bänden bei Veit und Comp. in Leipzig erschienen sind. Nicht um die fünfundvierzig Reden und Vorreden, von denen die Gedächtnisrede auf den Physiologen Johannes Müller allein zwölf Druckbogen füllt, hinter einander zu lesen — das versteht sich von selbst, und deshalb scheinen die dahin zielenden Besorgnisse des Verfassers im Vorwort übertrieben zu sein. Jeder wird, wie wir es selbst gethan haben, von Zeit zu Zeit eins der Bücher aufschlagen, um die Erinnerung an früher bereits gelesenes aufzufrischen.

Der Verfasser hat die erste Folge, welche mit der Kopie einer Radirung Chodowiec's (Voltaire vor einem Tische mit physikalischen Geräten und der Unterschrift: *J'ai été le premier à faire connaître en France la philosophie de Newton*) geschmückt ist, mit dem Untertitel versehen: *Literatur, Philosophie, Zeitgeschichte*; die zweite, deren Titelblatt Galvani auf dem flachen Dache vor seiner Wohnung in Bologna, *Strada Ugo Bassi*, mit Froschexperimenten beschäftigt zeigt, soll *Biographie, Wissenschaft, Ansprachen* enthalten. Diese Kategorien erinnern etwas an die in Blütenlesen üblichen: *Natur, Herz und Welt* u. s. w., und in dem einen wie in dem andern Falle wird sich öfter ein Zweifel einstellen, weshalb ein Stück in dieser und nicht in einer andern Abteilung

untergebracht sei. Aber darauf kommt wenig an. Auf dem eigentlichen Arbeitsgebiete des Verfassers bewegen sich: Voltaire als Naturforscher, Leibnizische Gedanken in der neuern Naturwissenschaft, über die Grenzen des Naturerkennens (jener wohlthätige kalte Strahl gegen die Überhebung gewisser Naturforscher), La Mettrie, Darwin versus Galvani, Kulturgeschichte und Naturwissenschaft, die sieben Welträtsel, über die Lebenskraft, über tierische Bewegung, auf Paul Erman, Eduard Hallmanns Leben, über Bitterwelse, auf Johannes Müller, der physiologische Unterricht sonst und jetzt, aus den Planos, über die Übung, über Geschichte der Wissenschaft, über die wissenschaftlichen Zustände der Gegenwart, die britische Naturforscherversammlung zu Southampton, Darwin und Copernicus, endlich die meisten Begrüßungsreden. Wenn allen diesen Abhandlungen nachgerühmt werden muß, daß sie viel und daher manchem etwas bringen, bald aus dem Schatze großer Gelehrsamkeit und Belesenheit mitteilen, bald die Summe des auf einem gewissen Punkte bis jetzt erreichten ziehen, bald kampfesfreudig Richtungen in der gelehrten Welt entgentreten, so greift in andern der Redner oft weit über seine Fachwissenschaft hinaus, und auch dann ist er stets geistvoll und anregend — sei es zum Beifall oder zum Widerspruch. Zu einigem aus dieser Gruppe möchten wir uns ein paar Bemerkungen gestatten, die wir teilweise als verspätet zurückhalten würden, wenn uns nicht neue Anmerkungen belehrten, daß der Verfasser auch heute noch den Inhalt seiner ältern Reden vertritt.

Wer erinnert sich nicht der flammenden Worte, welche patriotischer Zorn unserm Redner am Vorabende der Erstürmung der Weißenburger Höhen einflößte! Und acht Jahre später zerbricht sich derselbe Mann den Kopf über die Frage, was eigentlich Nationalgefühl sei und ob es berechtigt sei. Ist das verständlich? „Fast rein keltischen Blutes und halb französischer Erziehung“ fühlt er sich doch gänzlich als Deutscher, ganz eins und verwachsen mit unserm Volke, obwohl er demselben nicht entstammt. Ist das nicht Antwort und Erklärung genug auf seine Frage? Er aber durchwandert die ganze Weltgeschichte, um den Begriff des Nationalgefühls in verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern zu finden, und gelangt zu keinem befriedigenden Ergebnis, weil er, wie uns dünkt, den Unterschied, welchen der Sprachgebrauch der Gegenwart sehr bestimmt zwischen Nationen und Nationalitäten macht, unbeachtet läßt. Wie viel hundertmal ist dem seit Louis Napoleon florirenden Nationalitätsschwindel entgegeng gehalten worden, daß es keine Nation giebt, die nicht verschiedene Nationalitäten in sich begriffe, und daß treue Anhänglichkeit an eignen Sprache, eignen Sitten, eignen Glauben das Nationalgefühl nicht beeinträchtigt, wenn nur die verschiedenen Stämme zusammengeschmolzen oder doch zusammengeschweißt sind. Völlig verschmolzen sind nicht einmal, obwohl Du Bois dieser Ansicht ist, die Normannen, Bretagner, Burgunder, Provenzalen u. s. w., geschweige denn die Castilianer, Catalanen, Arragonesen, Vasken, oder gar die Lombarden, Toskaner, Römer, Südtaliener. Die Kelten in Wales pflegen ihre

Eigentümlichkeit, sind aber gute Engländer, wie die Flamingen gute Belgier, während auf der grünen Insel bei den Einheimischen nur irisches Nationalgefühl besteht. Das Beispiel Frankreichs, Spaniens, Italiens, Großbritanniens zeigt aber auch, daß ein Stamm der kräftigere oder vom Glück mehr begünstigte sein muß, um der Nation das Gepräge zu geben; dasselbe läßt sich von Ungarn sagen, wogegen die österreichischen Wirren sich aus der ungenügenden Kraft und Entschiedenheit, vielleicht auch dem geringen Glücke der dortigen Deutschen erklären. Dafür, daß mehrere ungemischte Nationalitäten in voller Gleichberechtigung und in Frieden miteinander leben können, wird stets, auch von Du Bois, die Schweiz als Beweis angeführt; aber wir wissen, daß die glücklichen Tage auch dort vorüber sind, daß das Franzosentum vom Genfer- und Neuenburgersee gewaltig gegen Osten vordringt und Splügen und Gottshard keine Schutzmauern gegen die Ausbreitung des italienischen Nationalgefühls sind. Und endlich verweilt, zum Teil bei anderm Anlaß, Du Bois selbst bei den zwei sprechendsten Beispielen dafür, daß eine Nationalität in einer Nation fremden Stammes aufgeht, eine zweite nicht, weil immer nur einzelne Angehörige derselben ihr besondres Nationalgefühl zu opfern vermögen. Die ihm wahlverwandten Hugenotten in Berlin waren längst gute Preußen, als sie noch gleich den wallonischen Kürassieren sich abgesondert in ihrem Lager hielten, niemand zuließen; und als gute Preußen sind sie gute Deutsche geworden, wenn auch nur selten einer es angemessen fand, den französischen Namen mit einem deutschen zu vertauschen, wie Alexis-Häring. Und nun hören wir folgendes scharfe Urteil. „Eine ganz andre Gestalt als bei den indogermanischen Vätern unsrer Bildung nimmt das Nationalgefühl bei den Semiten an. Die Juden sind sich das auserwählte Volk Gottes. Ihrer Meinung nach im Besitz des allein wahren Glaubens, der Kenntnis des mächtigsten Gottes und der allein ihm gefälligen Opfer und heiligen Gebräuche, verabscheuen sie alle übrigen Völker als Götzendiener, gegen welche jede Gewaltthat ihnen nicht nur erlaubt dünkt (l. dünkt), sondern sogar durch Priestermund ausdrücklich befohlen wird. Ohne Staatsleben, ohne Kunst und Wissenschaft, gehen sie auf in einer auf besondere Zustände kleinlich zugeschnittenen Ethik. Geistliche Hoffahrt und Unduldsamkeit waren das ursprüngliche semitische Nationalgefühl, welches die bittere Schule der Unterdrückung freilich vielfach gemildert, ja in Mathanische Weisheit umgewandelt hat.“ Solche Ausnahmen willig zugegeben: wie kann aber jemand, der so klar erkennt, weshalb das Judentum, so lange es bleibt, was es war und im großen und ganzen ist, in einer indogermanischen Nation nicht aufgehen kann, wie kann der die Notwehr gegen eine auf allen Lebensgebieten geschlossen vordringende fremde Nationalität mit der Albigenserverfolgung vergleichen? Da steht Nationalgefühl gegen Nationalgefühl, die Frage ist, ob in dem deutschen Staatswesen der von Du Bois in den obigen Sätzen gekennzeichnete Geist die Oberhand gewinnen soll

oder nicht. Und dies Verhältnis sollte doch vor allem einem Anthropologen einleuchten. Er freilich hat für die Deutschen eine ganz eigne Spezies von Nationalgefühl entdeckt: „Weltbürgertum ist das echte deutsche Nationalgefühl.“ Wenn das mehr sein soll als ein geistreiches Paradoxon, wie von einem Menschen wohl gesagt wird: sein Charakter ist die Charakterlosigkeit, dann begreift sich allerdings, daß der Ton seiner Kriegsrede ihm jetzt „fremd klingt.“ Wir möchten dem Redner nicht Unrecht thun, aber aus den verschiedenen Äußerungen scheint sich der Grundgedanke zu ergeben: Wir sind es zufrieden, daß durch die höchsten Leistungen der Staats- und Kriegskunst und die Energie des Volkes endlich wieder ein Reich deutscher Nation geschaffen worden ist, wir erkennen dankbar die Thatfache und die Größe der Opfer an, aber nun wollen wir wieder das gemüthliche Stillleben führen wie ehemals. „Wie karg erschien selbst uns, denen doch die Wissenschaft zumeist am Herzen liegt, der Trost einer angeblichen Überlegenheit auf geistigem Gebiete (gegenüber dem Gefühle der Zerrissenheit und Ohnmacht) — sprach er 1869, zur Zeit des Norddeutschen Bundes —; wir beruhigen uns, wiewgleich das deutsche Vaterland, wie König Wilhelm es uns gab, noch nicht das einst besungene ist. . . . Viel tiefer schmerzt es, daß im jenseitigen Lager, zu erneuter Schmach des deutschen Namens, nichtswürdiger Landesverrat mit den schlechtesten Leidenschaften gallischer Volksart liebäugelt.“ Ebenda tritt er der Befürchtung entgegen, daß „die Neugestaltung Deutschlands einen ungünstigen Einfluß auf das deutsche Geistesleben üben“ werde. Heute aber soll „Anrufung des Nationalgefühls Anrufung des Nationalhasses“ sein? Wenn ich meine Mutter als die vortrefflichste aller Frauen verehere, auf sie stolz bin, muß ich deshalb andre Frauen hassen, ja nur ungerecht in deren Beurteilung sein? Wenn ich mein Heim mit keinem andern vertauschen möchte, soll ich außer Stande sein, zu begreifen, weshalb andre ebenso an dem ihren hängen? Wohl uns, daß wir Nationalgefühl haben! Ohne dasselbe würden wir das Werk unsrer Staatsmänner und Feldherren nur zu bald wieder zertrümmert sehen, und auch zum Nationalstolz haben wir Ursache, er braucht ja nicht in Überreibung auszuarten. Aber Du Bois scheint keinen Unterschied zu machen zwischen Nationalgefühl, Nationalstolz, Nationaleitelkeit, Nationalneid, Chauvinismus. Wer die wehmüthigen Erinnerungen an die Zeiten liest, in welchen die Gebildeten und Gelehrten sich im Kosmopolitismus gefielen und das deutsche Volk als Ganzes national und politisch gleichgiltig war, der sollte meinen, daß wir uns heute um Wissenschaft, Literatur, Kunst nur kümmern, insofern sie innerhalb der schwarzweißen Grenzpfähle vorhanden sind! Wissenschaftlicher Hochmut, Strebertum und was Du Bois sonst rügt, kommen ohne Zweifel vor, aber für solche Erscheinungen ist das Nationalgefühl nicht verantwortlich zu machen; und sollte das Nationalgefühl sich hie und da zu lebhaft äußern, so muß doch bedacht werden, daß wir thatsächlich noch nicht im Frieden leben. Sollte es dem bösen Nachbar endlich gefallen, die Thatfachen von 1871 ehrlich anzuerkennen,

so würde, dessen sind wir gewiß, von deutscher Seite der Herstellung freundlicher offizieller und nichtoffizieller Beziehungen keinerlei Schwierigkeit bereitet werden. Nur vor dem Weltbürgertum, welches für die ganze Welt mit Ausnahme der heimischen „schwärmte“ und dafür von der ganzen Welt mit Fußtritten belohnt wurde und dessen Lehrsätze sich die Vaterlandslosen aller Farben für ihre Zwecke zurechtgelegt haben, vor dem mögen uns gute Götter auch ferner bewahren.

In der Sorge, daß die Deutschen eine zu hohe Meinung von sich selbst bekommen könnten, fühlt sich der Redner auch gedrungen, ihnen vorzuhalten, daß sie weniger Pietät für Schriftsteller haben als die Franzosen. „Wer in der französischen Literatur einen geachteten Namen, wenn auch geringeren Ranges, erwarb, lebt unvergessen darin fort, und mit andächtiger Sorgfalt wird sein Andenken von spätem Nachkommen gehegt.“ Ob diese Behauptung sich in ihrem ganzen Umfange beweisen ließe, scheint uns sehr zweifelhaft, doch wagen wir nicht, uns darüber mit dem gründlichen Kenner der französischen Literatur und der französischen Gesellschaft in einen Streit zu verwickeln. „Wer liest bei uns noch Tieck, Jean Paul, Hoffmann, de la Motte Fouqué, Achim von Arnim, Clemens Brentano, E. C. F. Schulze, Spindler und so viele andre, ihrer Zeit gefeierte Namen, jetzt Hüter der Leihbibliotheken.“ Gewiß sind manche von den Genannten mit Unrecht in Vergessenheit geraten, und es freut uns, auch Spindlers gedacht zu sehen, dem sein Talent einen hohen Rang über den allermeisten Romandichtern anweist, welche heute in der Gunst der Lesewelt stehen. Auf die Frage: „Wer liest bei uns noch u. s. w.“ sind wir so frei, uns zu melden, aber eben deswegen müssen wir vermuten, daß Du Bois, als er jenen Satz sprach, nicht von einem noch frischen Eindrucke, sondern von Jugenderinnerungen beeinflusst wurde. Oder sollen wir ihm im Ernst glauben, daß er noch imstande wäre, die Bezauberte Rose, den Helden des Nordens, den Zauberring zu lesen? Er hegt eben „mit andächtiger Sorgfalt ihr Andenken,“ das ist recht und gut, das thun wir auch, aber mehr nicht. Und wenn im physiologischen Institut der Universität Berlin wirklich noch sämtliche Ritter und Schildknappen der Romantik umgehen, so berechtigt das noch keineswegs zu dem Schlusssatze: „Entweder verdienten sie den Beifall nicht, den man ihnen zollte: wo ist dann unser Geschmack? Oder sie verdienten ihn: wo ist dann unsre Pietät?“ Ist es, fragen wir dagegen, eine neue Entdeckung, daß die Zeiten sich ändern und wir mit ihnen, oder gilt etwa dieser Satz nur für Deutschland? Sollte es dem Verfasser nie begegnet sein, daß er eine Landschaft, die ihn einmal entzückt hatte, später in derselben Beleuchtung wieder sah und sich nicht klar machen konnte, worin damals ihr großer Reiz bestanden habe? Urtheilten nicht das siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert verächtlich über alle mittelalterliche Kunst und die klassizistische Zeit ebenso über Barock und Rokoko? Wurde nicht zu seiner Zeit Mengs über Raffael und Michelangelo gestellt? Wie lange ist es denn her, daß Bellini alle Opernbühnen beherrschte? Und begreifen wir

heute die ungeteilte Bewunderung, welche den Gemälden von Steinbrück, Nidel u. a. in der Nationalgalerie einst entgegenkam? Deshalb verlangen wir ja nicht, daß sie von ihren Plätzen entfernt werden, bestreiten nicht den Urhebern die angemessene Stelle in der Kunstgeschichte. Daß der Geschmack Wandlungen unterworfen ist, werden wir nicht ändern, und wollten wir sie verleugnen, sobald es sich um Deutsche handelt, so wäre das doch erst recht eine Art von Chauvinismus!

Wir sind mit den auffallenden Widersprüchen noch nicht zu Ende. 1869 wird von der „geistigen Verödung der französischen Provinz durch eine alles auffaugende Zentralisation“ und von der Unverträglichkeit einer Anstalt wie die Académie française mit dem deutschen Wesen gesprochen, fünf Jahre später aber die merkwürdige Ansicht aufgestellt, daß es für Goethe und Schiller wohl vorteilhaft gewesen wäre, in einer mächtigen deutschen Hauptstadt zu dichten, und zwar geschieht dies bei Gelegenheit des „Traumes“ von einer „kaiserlichen Akademie der deutschen Sprache.“ Dieser letztere Gedanke ist schon damals vielfach und lebhaft angefochten worden, Du Bois meint nun, derselbe sei durch die Thatsache gerechtfertigt, daß sich die deutschen Buchdrucker willig der Puttkamerischen Rechtschreibung gefügt haben. Das ist denn doch sehr zweierlei. Aus dem Runterbunt der verschiedenen Schreibungen herauszukommen, war ein längst gefühltes Bedürfnis, am tiefsten gefühlt natürlich von Buchdruckern, die froh waren, endlich eine Norm zu erhalten, gleichviel welche. Das Verlangen nach gutem Deutsch ist leider sehr wenig verbreitet, und am wenigsten würde man sich einer Akademie fügen. Der Gedanke ist entschieden anachronistisch. Was die Berechtigung der Akademien der Wissenschaft in der Gegenwart betrifft, ist Du Bois selbst nicht frei von Zweifel, gegen die Kunst- und Musikakademien erheben sich immer mehr fachmännische Stimmen, welche betonen, daß die großen Talente meistens außerhalb der Akademien oder im Kampfe mit denselben aufgestiegen sind, wogegen jene Anstalten Brutstätten des Künstlerproletariats und des Dilettantentums seien. Das Beste gegen das jetzige Wirrwal muß die Schule thun, und unterstützt werden kann sie durch die jetzt auftauchenden Vereine, wenn es diesen gelingt, Einfluß auf die Hauptverbreiter alles Sprachunfuges, die Zeitungen, zu gewinnen. Übrigens, wer verhindert denn die bestehenden gelehrten Gesellschaften, sich auch unsrer Muttersprache anzunehmen?

Schließlich können wir nicht umhin, unser Bedauern über den Wiederabdruck der Rede auszusprechen, in welcher eine — realistische Kritik am „Faust“ geübt wird, um zu beweisen, daß auch Goethe mitunter „dormitirt“ habe. Auf diese Art wird, fürchten wir, nicht ein einziger Strebejüngling auf die Bahn des Idealismus gelenkt werden, viel eher dürften durch die wegwerfenden Bemerkungen über Goethes „Beamtenspielerei“ Scharen von verkannten Genies in der Überzeugung bestärkt werden, daß sie einen Raub an der deutschen Nation begehen würden, wenn sie sich irgend einer praktischen Beschäftigung widmeten, anstatt jeden Tag Unsterbliches zu schaffen.